

## Buchbesprechungen und Literaturhinweise

**Rolf Hecker/Angelika Limmroth (Hrsg.):  
Jenny Marx. Die Briefe**, Karl Dietz Verlag,  
Berlin 2014, 608 S., Abb.  
ISBN 978-3-320-02297-6.

**Angelika Limmroth: Jenny Marx. Die  
Biographie**, Karl Dietz Verlag, Berlin 2014,  
304 S., Abb. ISBN 978-3-320-02296-9.  
Buchpaket: ISBN 978-3-320-02298-3.

Im analogen Zeitalter galten Briefe als „der schönste und unmittelbarste Lebenshauch“ (Goethe). Heute verdrängt die schnellege Kommunikation via Smartphone und Facebook zunehmend die handgeschriebene (romantische?) Briefkultur. Paradoxerweise genießen aufwändig edierte „Gesammelte Briefe“ vielleicht gerade deshalb als Zeugnisse der Gutenberggalaxis die nachhaltige Gunst des literarischen Publikums. Der Berliner Karl Dietz Verlag war also gut beraten, den vom großen Feuilleton verschlafenen 200. Geburtstag der Johanna Bertha Julie Jenny von Westphalen mit einem originellen Buchpaket zu würdigen. Es besteht aus zwei opulent ausgestatteten Bänden und vereint die überlieferte Korrespondenz der Marx-Gattin mit einer neuen Biografie der einstigen Trierer Ballkönigin. Betrachten wir zunächst das imposante Konvolut „Jenny Marx. Die Briefe“: Rolf Hecker und Angelika Limmroth präsentieren insgesamt 329 Briefe, Briefentwürfe, Fragmente, Denksprüche, finanzielle und erbschaftsrechtliche Aufstellungen aus bereits vorliegenden Veröffentlichungen (vor allem MEW, MEGA, Heinrich Gemkow, Renate Schack und Wolfgang Schröder) und verschiedenen europäischen Archiven, hauptsächlich Internationales Institut für Sozialgeschichte Amsterdam und Russländisches Staatliches Archiv für Sozial- und Politikgeschichte Moskau. Dass es sich in 113 Fällen um Erstveröffentlichungen handelt, ist eine kleine Sensation. Wer hätte acht bisher unveröffentlichte Briefe an Engels erwartet? Ebenso erstaunlich sind 13 erstmals abgedruckte Schreiben an Tochter Eleanor und fünf Briefe von Tochter Laura. Zu den Erstveröffentlichungen gehören auch Briefe von und an Tochter Jenny, deren Schwiegermutter Félicitas Longuet, Halbbruder Ferdinand (1850–1858 Innenminister Preußens), den Altachtundvierziger Johann Philipp Becker, die Opernsängerin Anna Bochkoltz-Falconi, den amerikanischen Journalisten Charles Anderson Dana und Otto Schilys berühmten Vorfahren Victor Schily. Die englische und französische Korrespondenz ist ins Deutsche übertragen,

die Rechtschreibung und Zeichensetzung generell behutsam modernisiert worden. Wie von einem erfahrenen Editor wie Hecker nicht anders zu erwarten ist, werden Sachverhalte erläutert, die das Textverständnis erleichtern. Hier zahlt sich der Forschungsvorlauf der MEGA aus. Ein guter Kommentar sollte sich ähnlich verhalten wie ein aufmerksamer Diener, nämlich zur Stelle sein, wo man seiner Bedarf, aber sich nicht aufdrängen, wenn nicht nach ihm verlangt wird. Und so geschieht es, wenn auch nicht immer ohne didaktischen Überschwang wie z. B. auf Seite 463. Summa summarum – eine vorzügliche Edition, zu der wir allen Beteiligten, den Bearbeitern, ihrer beträchtlichen Helferschar, dem Verlag und der Rosa-Luxemburg-Stiftung als generöser Förderin nur gratulieren können.

Nun kommt die Biografin Limmroth ins Spiel. Sie kann als erste aus dem beträchtlich erweiterten Quellenfundus des Editorenduos Hecker/Limmroth schöpfen, und sie tut es mit Augenmaß, beträchtlichem Gewinn und prägnanter Sprache. Die Heinrich Gemkow, dem Nestor der ostdeutschen Marx-Engels-Biografik, gewidmete Darstellung versteht sich als Versuch, „das Leben und Wirken der Jenny von Westphalen, verheiratete Marx, lebendig und nachvollziehbar werden zu lassen, sich ihr zu nähern, ihr gerecht zu werden, ohne Heroisierung, ohne Zuweisung der Opferrolle oder die der idealisierten liebenden Ehefrau“ (S. 12). Limmroth schildert den ungewöhnlichen Lebensweg einer, wie die Autorin betont, auch nach unseren heutigen Maßstäben, äußerst modernen, gebildeten, geistig eigenständigen, selbstbewussten und mutigen Frau. Sie pointiert die Metapher von der starken Frau hinter jedem großen Mann: Jenny Marx stand nicht hinter, sondern neben ihrem Mann. Gemeinsam bewältigten sie die Herausforderungen jahrzehntelangen Emigrantenslebens, die Geburt von sieben Kindern, von denen vier starben, Lebenskrisen, schwere Erkrankungen, nicht zu vergessen die Geburt von Frederic Demuth, dem unehelichen Sohn von Marx und der Haushälterin und Familienfreundin Helena Demuth, jahrzehntelang eines der am besten gehüteten Geheimnisse der marxistisch-leninistisch-stalinistischen Tristesse.

Die Autorin ergründet, wie Jenny von Westphalen Sozialistin wurde und warum sie sich in der Emanzipationsbewegung der europäischen Arbeiter und linken Intellektuellen engagiert hat. Limmroth porträtiert sie als Marx' erste kritische Leserin und zeigt, wie sie mit Verlegern verhandelt, lektoriert, redigiert, die nicht jedermann zumutbare Handschrift ihres Mannes in lesbare Druckvorlagen verwandelt. „Hätte ich eine Geheimrätin und Sekretärin wie Freund Marx an Herz und Hand, dann würde ich es wohl auch aushalten können bis an's Ende der

Welt“, lautet eines der schönsten Komplimente Johann Philipp Beckers. (Die Briefe. S. 411.)

Wer weiß schon noch, dass die Gattin des bärtigen Welterklärers im Feuilleton der „Frankfurter Zeitung und Handelsblatt“, einer Vorgängerin der FAZ, aus dem Londoner Theaterleben berichtet hat. Selten ist der Spagat zwischen den mentalen Prägungen einer adeligen Herkunftsfamilie und dem frei gewählten Leben an der Seite einer der wirkungsmächtigsten Gestalten der neueren Geschichte so eindringlich beschrieben worden.

Nichts sei wünschenswerter, so lautet ein selten zitiertes Aperçu des Trierer Meisterdenkers aus den frühen 1850ern, als dass die Leute, die an der Spitze der Bewegungs-Partei standen, „endlich einmal mit derben rembrandtschen Farben geschildert werden, in ihrer ganzen Lebendigkeit. Die bisherigen Darstellungen malen uns diese Persönlichkeiten nie in ihrer wirklichen, nur in ihrer offiziellen Gestalt, mit dem Kothurn am Fuß und der Aureole um den Kopf. In diesen verhimmelten raphael'schen Bildern geht alle Wahrheit der Darstellung verloren.“ (MEGA I/10. S. 275/276.) Angelika Limmroth hat mit „rembrandtschen Farben“ keineswegs gespart. *Manfred Neuhaus*

**ROSA LUXEMBURG. GESAMMELTE WERKE, Bd. 6: 1893 bis 1906.** Herausgegeben von Annelies Laschitza und Eckhard Müller. Mit einem Vorwort von Annelies Laschitza, Karl Dietz Verlag, Berlin 2014, 990 S. ISBN 978-3-320-02301-0.

Unsere beiden langjährigen Vereinsmitglieder haben mit dem obigen Editionsband einen wichtigen Beitrag zur Ergänzung und Vervollständigung der „Gesammelten Werke“ Rosa Luxemburgs geleistet. Dazu gratulieren wir Annelies Laschitza und Eckhard Müller!

Bekanntlich waren die Bände 1 bis 5 bereits im Zeitraum 1970 bis 1975 vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED herausgegeben und unter redaktioneller Verantwortung von Günter Radczun von einem Editoren-Team erarbeitet worden, das dem Forschungsbereich „Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung vom Ausgang des 19. Jahrhunderts bis 1917/18“, von Annelies Laschitza seit Anfang der 1960er Jahre geleitet, angehörte. Diese erste umfassende Werkausgabe enthielt alle wesentlichen, in deutscher Sprache erschienenen Arbeiten Rosa Luxemburgs und einige ihrer übersetzten international bedeutsamen Publikationen. Sie fand weit über die DDR hinaus positive Aufnahme.

In ihren profunden, 48 Seiten langen Vorwort zum Band 6 arbeitet A. Laschitza

überzeugend die Gründe und Umstände heraus, die in der DDR eine vollständige Gesamtausgabe des Luxemburgischen Werkes unmöglich machten. Sie schildert die sich schrittweise herausbildenden Voraussetzungen und Impulse für die Komplettierung einer solchen Werkausgabe. Erwähnt seien hier vor allem die vielfältigen Studien und Begegnungen der Luxemburg-Forscher aus aller Welt (vorrangig initiiert von der Internationalen Rosa-Luxemburg-Gesellschaft und der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen), die Herausgabe der „Gesammelten Briefe“ in 6 Bänden durch A. Laschitza sowie ihrer Rosa-Luxemburg-Biografie „Im Lebensrausch, trotz alledem“ im Jahre 1996. Es bedurfte weiterer intensiver Bemühungen und der Unterstützung der zentralen Rosa-Luxemburg-Stiftung, um schließlich 2010 mit der Arbeit an der Ergänzung der „Gesammelten Werke“ beginnen zu können.

Das Vorwort erschließt dem Leser nicht nur den Reichtum des hier vorgestellten neuen Editionsbandes, es beleuchtet erstmals die Geschichte der Luxemburgischen Werkausgabe. Eingang in den Band fanden neue Forschungsergebnisse - so über Rosa Luxemburgs als Journalistin. Sichtbar werden die unterschiedlichen Phasen ihrer journalistischen Entwicklung und deren Besonderheiten in den Jahren 1893 bis 1906. Der Band 6 umfasst 270 Dokumente. Bemerkenswert: Die Mehrzahl von ihnen - es handelt sich vorwiegend um deutsche Schriften - wird erstmals nach dem Tod von Rosa Luxemburg veröffentlicht. Die Texte stammen überwiegend aus sozialdemokratischen Presseorganen und handschriftlichen behördlichen Überwachungsakten, vor allem der Politischen Polizei und des Preußischen Ministeriums des Innern. Von hoher politischer Brisanz sind Rosa Luxemburgs Reden in Volks- und Wahlversammlungen, vor Hunderten und Tausenden Zuhörern. Zusammengefasst werden im Band 21 Reden, einige informative Notizen über ihre öffentlichen Auftritte sowie Beiträge auf Parteitagen und anderen innerparteilichen Zusammenkünften dokumentiert.

Durch umfangreiche Studien und aufwendige Recherchen in Archiven und Bibliotheken konnten völlig unbekanntes Zeugnisse zutage gefördert werden. Sie belegen beispielsweise, dass die junge Rosa Luxemburg bereits in das Visier der deutschen Polizeibehörden geriet, als sie - noch vor ihrer Übersiedlung nach Deutschland - in der Schweiz mit ihrer Promotion befasst war. In diesem Zusammenhang sei auf die Erstveröffentlichung bisher unbekannter handschriftlicher Notizen Rosa Luxemburgs zu ihrem Promotionsverfahren an der Universität Zürich 1897 verwiesen. Sie befanden sich im

Nachlass von Jürgen Kuczynski. Aufschlussreich sind auch die veröffentlichten Dokumente zur Leitungs- und Redaktionstätigkeit Rosa Luxemburgs bei großen Parteiblättern der SPD: als Chefredakteurin der „Sächsischen Arbeiterzeitung“ (1898 in Dresden), der „Leipziger Volkszeitung“ (mit Franz Mehring, 1902) sowie des „Vorwärts“ (ab 1905). Insgesamt dokumentiert der Band eindrucksvoll, wie sich Rosa Luxemburg in jenen Jahren zur Wortführerin des linken Flügels der deutschen Sozialdemokratie entwickelte.

Gegenwärtig arbeiten beide Editoren am Band 7 der Luxemburg-Werk-Ausgabe. Er wird die Zeit von 1907 bis 1918 umfassen und etwa den gleichen Umfang wie der Band 6 haben. Die Vorbereitung des Bandes 8 der „Gesammelten Werke“ hat Holger Politt übernommen. Darin werden all jene Arbeiten Aufnahme finden, die Rosa Luxemburg in polnischer Sprache verfasste. Mit der Herausgabe der Bände 7 und 8 in den nächsten Jahren erwirbt sich der Berliner Karl Dietz Verlag das Verdienst, der Öffentlichkeit eine Gesamtausgabe aller erhalten gebliebenen Texte Rosa Luxemburgs, einschließlich ihrer handschriftlichen Zeugnisse unterschiedlicher Art, zu präsentieren. Damit wird ein Traum aller Luxemburg-Forscher in Erfüllung gehen.

Wir sind überzeugt, dass der neue, mit einem umfangreichen wissenschaftlichen Apparat versehene Rosa-Luxemburg-Editionsband, ebenfalls eine beachtliche nationale und internationale Resonanz finden wird.

*Rainer Holze/Birgid Leske*

**Torsten Körner: Die Familie Brandt,** S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt/Main, 2013, 510 S. ISBN 978-3-10-040407-7.

**Peter Brandt: Mit anderen Augen.** Versuch über den Politiker und Privatmann Willy Brandt, Verlag J.W.H. Dietz Nachf. GmbH, Bonn 2013, 279 S. ISBN 978-3-8012-0441-9.

Rechtzeitig zum 100. Geburtstag Willy Brandts erschienen zwei Publikationen, die nicht den Vorgaben üblicher Politikerbiografien folgen, sondern tiefer zum Ureigenen der Persönlichkeit Willy Brandt vorzudringen suchen. Der im biografischen Genre bewanderte Körner tut dies, indem er nicht nur – wie der Titel vermuten lässt – der Familiengeschichte nachgeht, sondern darüber hinaus das gesamte Umfeld auslotet, mit den Willy Brandt umgebenden angetrauten und nicht angetrauten Frauen, mit seinen in der Familie aufwachsenden drei Söhnen und der bei der Mutter in Norwegen lebenden Tochter,

mit Bekannten und Nachbarn, mit ihm nahen Weggefährten – und das waren nicht alles Leute mit sozialdemokratischem Stallgeruch – wie auch mit ihm bedrängenden persönlichen Gegnern. Nicht nachvollziehen lässt sich, wieso Brandts letzte Ehefrau Brigitte Seebacher-Brandt nur beiläufig erwähnt wird und die zum Ärgernis vieler SPD-Genossen zu seiner Pressesprecherin ernannte Margarita Mathiopoulos überhaupt nicht auftaucht. Auf eine strenge Chronologie wird verzichtet, dafür ist viel Psychologie im Spiele. Wenn es ein zentrales Anliegen dieses Buches gibt, so besteht es wohl darin, dem Charisma des Willy Brandt auf die Spur zu kommen. Der Autor hat mit großem Eifer und sicherem Gespür viele neue, bisher nicht genutzte schriftliche Quellen erschlossen und zahlreiche Zeitzeugen interviewt, immer auf der Suche nach dem Individuellen und Subjektiven. Damit befriedigt er auch manche auf Intimes und Skandalträchtiges abzielende Leserneugier, aber er vermag überzeugend vorzutragen, wie prägend Persönliches auch auf ein Politikerleben einwirkt, und wie unmittelbar sich Privates und Öffentliches in der Vita Brandt durchdringen, einander ergänzend oder auch entgegenstehend. Demgegenüber bleiben viele jener ökonomischen, politischen und kulturellen Prozesse wie auch die internationalen Konstellationen, die das Wirkungsfeld und die Handlungsspielräume Brandts bestimmten, ausgeblendet. Für den in politischer Geschichte versierten Historiker sind vor allem Brandts Beziehungen zu anderen Politikern relevant, zu seinem Widerpart Franz Neumann, zu Herbert Wehner, Helmut Schmidt, Hans-Dieter Genscher und anderen. Manchen gängigen Überhöhungen oder Fehldeutungen wirkt Körner entgegen, so wenn er Brandts vielgerühmtes „Mehr Demokratie wagen“ als ein Projekt von oben charakterisiert und an den Radikalenerlass erinnert, oder wenn er sich an die Seite jener Interpreten stellt, für die der „Fall Guillaume“ nicht der eigentliche Rücktrittsgrund des Bundeskanzlers war. Angesichts der Fülle der in diesem Buch dargebotenen Episoden, Impressionen und Erinnerungen an Brandt lässt sich fragen, ob dies wirklich alles unser Interesse verdient. Das ist eine Frage, die sich jeder Leser selbst beantworten muss.

Peter Brandt, Willy Brandts ältester Sohn, kann und will demgegenüber den objektivierenden, in analytischem Denken geschulten Sozialwissenschaftler nicht verleugnen und filtert seine persönlichen Erinnerungen mit dem „professionell-distanzierenden Blick“ des Fachhistorikers. Er verweist den Leser im Vorwort darauf, dass sein Buch „aus der Spannung zweier in meinem Kopf nebeneinander und wechselseitig existierender Perspektiven“ lebt (S. 7). Das

Wesentliche von dem, was Körner detailliert weit auffächert und mit sich teilweise wiederholenden Interpretationen versieht, finden wir bei Peter Brandt konzentriert, gleichwohl anschaulich dargestellt. Seine Schilderung zeichnet sich dadurch aus, dass er den sozialgeschichtlichen und politischen Hintergrund des Wirkens seines Vaters ausleuchtet, gravierende Tatbestände und Abläufe benennt. Wer wie der Rezensent den kalten Krieg auf der anderen Seite erlebt hat, wird allerdings das Agieren des Westblocks in weniger mildem Lichte sehen. Aufschlussreich sind auch die am Ende des Buches dargebotenen Sichten auf die drei Weggefährten Egon Bahr, Herbert Wehner und Helmut Schmidt. Bei Peter Brandt erfahren wir viel über den Werdegang der Überzeugungen, Optionen und Handlungen Willy Brandts zunächst in der Arbeiterbewegung, dann in der deutschen und schließlich in der internationalen Politik. Obwohl der Autor auch kritische Akzente setzt, identifiziert er sich doch in beträchtlichem Maße mit der Politik seines Vaters und relativiert damit manche Ansichten seiner eigenen Sturm- und Drang-Periode.

Der Höhepunkt des Einflusses und der Gestaltungskraft der Nachkriegs-SPD ist zweifelsfrei unlöslich mit der Person Willy Brandt, mit „neuer Ostpolitik“ und „Mehr Demokratie wagen!“ verbunden. Die Ursachen des darauf folgenden Abstiegs der deutschen Sozialdemokratie – manifestiert im Bedeutungsverlust während der Ära Kohl, in ihrer eine Position nach der anderen aufgebenden Nebenrolle im deutschen Einigungsprozess und später in ihrer Vorreiterrolle bei der neoliberalen Aushöhlung des Sozialstaates – finden wir hier nicht thematisiert, und sie sind ja auch nicht primär Willy Brandt anzulasten. „Jetzt wächst zusammen, was zusammengehört“ ist der am tiefsten in der kollektiven Erinnerung verankerte Spruch des Altbundeskanzlers. Peter Brandt zufolge, wurde damit „das Ziel der deutschen Einheit unaggressiv, eingängig und populär“ formuliert (S. 217). Der vielzitierte Satz lässt sich aber auch anders interpretieren – als Hoffnung auf Selbstlauf. Ich fände es besser, wenn sich ein Politiker mit der Autorität Willy Brandts als unermüdlicher und unüberhörbarer Warner vor konservativem roll back, vor Rechtsruck und rabiater kapitalistischer Restauration in unser Gedächtnis eingetragen hätte.

*Günter Benser*

**Dietmar Lange: Massenstreik und Schießbefehl.** Generalstreik und Märzkämpfe in Berlin 1919, edition assemblage, Münster 2012, 176 S. Abb. ISBN 978-3-942885-14-0.

Mittlerweile hat die Revolution zu Beginn der Weimarer Republik wieder verstärkt das Interesse von Historikern geweckt. Zu den neueren Publikationen zählt auch das Erstlingswerk von Dietmar Lange, das ursprünglich als Magisterarbeit angefertigt wurde. Es behandelt den Berliner Generalstreik im März 1919 und die damit eng verbundenen militärischen Auseinandersetzungen.

Sehr plastisch führt der Autor in die historische Szenerie ein. Die Anschaulichkeit unterstützen noch Fotos, Plakate und Karten. Ausführlich werden die Aktivitäten innerhalb der Räteorgane als Träger der Bewegung dargestellt. Parallel behandelt L. die bewaffneten Kämpfe und den Terror durch Freikorpsseinheiten. Dabei stützt sich L. primär auf die dreibändige Edition der Räteprotokolle.<sup>1</sup> Ergänzend wurden vor allem Archivbestände und Tageszeitungen ausgewertet. Zu nennen wären hierbei u. a. die Nachlässe von Paul Levi und Emil Barth im AdSD, von Waldemar Pabst im Militärarchiv des Bundesarchivs, einige verstreute Akten der SAPMO und des Landesarchivs Berlin sowie Archivalien von Reichskanzlei, Informationsstelle der Reichsregierung und Reichsarbeitsamt.

Absolut zutreffend konstatiert L., die Berliner Ereignisse würden bisher in ihrer Tragweite unterschätzt. Das unterstreichen allein schon die große Beteiligung am Streik und die Opferzahl von weit über tausend Toten. Zu den Forderungen gehörten insbesondere eine umfassende Militärreform und die Anerkennung der Räte.

Der Autor hält fest, die Streikleitung „erwies sich als unfähig, den hereinbrechenden Ereignissen, insbesondere der militärischen Konfrontation, eine wirksame Strategie entgegenzusetzen“ (S.161). Aber: Inwiefern hätte sie denn in dieser Situation anders agieren können? Alle ihre Deeskalationsversuche wurden konsequent abgeblockt. Und die vonseiten der KPD vorgeschlagene Alternative, selbst die Führung der Berliner Garnison in die Hand zu nehmen, war schlicht unrealistisch. Hinzu kam die Pressekampagne gegen die Aufständischen, die den Konflikt erheblich anheizte. Der entscheidende Fehler der Rätegremien lag damit woanders: Sie versäumten es im Vorfeld, eine wirksame Koordination mit den

<sup>1</sup> Gerhard Engel/Bärbel Holtz/Ingo Materna (Hrsg.): Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte in der Revolution 1918/19. Dokumente der

Vollversammlungen und des Vollzugsrates, Akademie-Verlag, Berlin 1993, 1997, 2002.

anderen Streikzentren wie dem Ruhrgebiet und Mitteldeutschland herzustellen. Das war der unglücklichen Strategie geschuldet, statt auf einen Generalstreik auf einen neuen Rätekongress zu setzen.

Sehr eindringlich machen die präsentierten Quellen die Gewalt während und mehr noch nach den Kämpfen im Berliner Osten deutlich. Darüber hinaus belegt der Autor überzeugend, dass diese Eskalation keineswegs, wie in Teilen der Forschung behauptet, auf Missverständnisse zurückgeführt werden kann. Vielmehr suchten die verantwortlichen Offiziere gezielt, eine solche Auseinandersetzung herzustellen. Aber auch die Regierung, und hier insbesondere Gustav Noske, trifft eine erhebliche Mitverantwortung, denn sie setzten in den innenpolitischen Auseinandersetzungen mit der unzufriedenen Arbeiterschaft viel zu sehr auf eine militärische Lösung. Damit verbitterte sie weite Teile ihrer Anhängerschaft und ermöglichte zugleich das Erstarken der gegenrevolutionären Kräfte.

Neben der Rekonstruktion der Ereignisse in den Räteorganen tritt die Analyse ihrer Funktionsweise allzu sehr in den Hintergrund. So muss offen bleiben, worin die spezifischen Möglichkeiten und Grenzen des Räteystems bestanden: War es grundsätzlich ein geeignetes Mittel zur Artikulation und Durchsetzung politischer Ziele? War sein Scheitern inhärenten oder äußeren Faktoren geschuldet? Inwiefern konnten sich Impulse der Basis im Räteystem direkter auswirken als in Parteien und Gewerkschaften? Zu diesem Zweck wäre es sicher hilfreich gewesen, eingehender die Situation in den Betrieben und die Interaktion zwischen Basis und Führung zu thematisieren.

Einige kleine Fehler unterliefen dem Autor in seiner ansonsten zuverlässigen Darstellung. Der Vf. eines referierten Artikels aus der Zeitschrift „Der Arbeiter-Rat“ ist deren Hrsg. Artur Kreft, der von L. genannte Wilhelm Krest dagegen ist in der Berliner Rätebewegung nicht nachweisbar. Reichsarbeitsminister war im März 1919 Gustav Bauer, nicht der Austromarxist Otto Bauer. Das „Gesetz über die Bildung einer vorläufigen Reichswehr“ wurde von der Nationalversammlung schon am 27. Februar beschlossen, nicht erst während des Streiks am 6. März. Zu diesem Datum trat es vielmehr mit Verkündung im Reichsgesetzblatt in Kraft.

Der Fokus des Bandes auf die Ereignisgeschichte ist zugleich seine Stärke und Schwäche: Er ermöglicht ein hohes Maß an Anschaulichkeit. Die tiefer gehende Analyse kommt dabei aber etwas zu kurz. Dennoch ist der Band über ein bisher wenig erforschtes Thema sehr lesenswert.

*Axel Weipert*

**Horst Groschopp: Der ganze Mensch. Die DDR und der Humanismus** - Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte, Tectum Verlag, Marburg 2013, 559 S. ISBN 978-3-8288-3163-6.

Die Studie versucht zu zeigen, welche Bestandteile einer modernen Auffassung vom Humanismus in den Debatten der Zeit in der DDR aufscheinen, was jeweils unter Humanismus verstanden wurde und welche historischen Repliken dabei festzustellen sind. Groschopp will nicht alle Dimensionen erfassen, die in der Kommunikation der Akteure vorkamen, auch nicht alle in der DDR. Es geht ihm um grundsätzliche, einflussreiche Überlegungen, solche, die der Macht nahestanden oder diese beeinflussen wollten. Den Schwerpunkt der Betrachtung legt er deshalb auf die Programmbildung in der SED.

Der vom Autor präferierte Humanismus-Begriff wird auf den bayrischen Philosophen, Schulreformer und Philosophen Friedrich Immanuel Niethammer zurückgeführt, der sich gegen einen idealistischen Humanismus, reserviert für Eliten, wandte und den Begriff des Humanismus in bildungspolitische Debatten einführte, womit auch zu theoretischen Ansätzen bei Karl Marx hinüber geleitet wurde. Die SED habe versucht, diesen Humanismus mit Wirtschaftspolitik und einer neuen Volkskultur zu verbinden. Sie habe sich deshalb bewusst gegen jede Fortführung des „dritten Humanismus“ gewandt, der in der Bundesrepublik weiterlebte. Groschopp behandelt differenziert und quellengesättigt die Humanismus-Diskurse beginnend bei Karl Marx, über Eugen Varga und Alfred Kurella bis zu Erhard John, um nur einige Persönlichkeiten zu nennen, mit denen sich Groschopp auseinandersetzt. Die Volksfrontdebatten 1935-39 und die Verfassungsdebatten 1947-49 und 1967-68 bilden Schwerpunkte. Die DDR-Geschichte wird von Groschopp in zwei große Perioden gegliedert, den „Kultursozialismus“ der Ulbricht-Zeit und den „Konsumsozialismus“ der Honecker-Zeit. Im „Kultursozialismus“ sei es um den „ganzen Menschen“ gegangen, um die „Einheit des Körperlichen und Geistigen“, weshalb beim Breitensport „Körperkultur“ intendiert war. Es ging um „regelmäßiges körperliches Üben und Trainieren“ zum Zwecke der „physischen Vervollkommnung“. Ulbricht selbst habe nach dieser Devise gehandelt und 1959 die Losung „Jede Woche einmal Sport“ ausgegeben, die 1968 erweitert wurde: „Mehrere Male in der Woche Sport.“ Die „Trimm-Bewegung“ sei im Westen am 16. März 1970 gestartet worden. In der Periode des „Konsumsozialismus“ sei der Begriff des Humanismus auch wieder zur

Sprache gekommen, jedoch habe eine ernstliche Hu-manismus-Debatte nicht stattgefunden. Es fehlte das Geschichtliche, das Antike, das Sprachliche – also so ziemlich alles, was die Idee des Humanismus „transportiert“. Als soziale Kraft habe die Arbeiterklasse gegolten, aber nicht die wirkliche, sondern eine aus imaginierten Angehörigen gebildete Wunschklasse. Der spezielle DDR-Humanismus verlor sein Subjekt, das ihn tragen sollte.

Groschopp führt einen Beleg dafür an, dass „wahre Humanität“ Wirkung zeigte. Beim friedlichen Ende der DDR hätten das Regime und seine Gegner auf den Gebrauch von Schusswaffen verzichtet. Alles in allem seien sie human - jedenfalls so menschlich, wie eine Revolution nur sein kann - miteinander umgegangen. Es werde wohl außer dem von den Kirchen beklagten „Volksatheismus“ auch einen „Volkshumanismus“ gegeben haben, denn eine „Umerziehung“ der Bevölkerung sei nach 1990 nicht nötig gewesen.

Groschopp hat eine Studie mit bemerkenswertem Tiefgang vorgelegt, die unser Wissen über die Zeitgeschichte wesentlich bereichert. Nur an wenigen Stellen fordert der Autor zum Widerspruch heraus, so z.B. wenn er die Gründung des Kulturbundes an einer Stelle auf den 4. Juli 1945 (S.48) verlegt und an anderer Stelle richtig am 3. Juli 1945 (S.236) stattfinden lässt. Irrtümlich wird auch davon ausgegangen, dass die SED schon im August 1959 erkannt habe, dass die Bundesrepublik nur noch kulturell überholt werden könne, und sie deshalb die Losung „Überholen ohne einzuholen“ ausgegeben habe. Das war erst in der zweiten Hälfte der 60er Jahre der Fall. Das am 1. Oktober 1959 von der Volkskammer verabschiedete Gesetz über den Siebenjahrplan bestimmte das Ein- und Überholen der Bundesrepublik auf dem Gebiete der Arbeitsproduktivität zur Hauptaufgabe.

*Siegfried Prokop*

**Peter Joachim Lapp: Grenzregime der DDR.** Helios Verlags- und Buchgesellschaft

Aachen 2013, 617 S.

ISBN 978-3-86933-087-7.

Lapp, langjähriger politischer Redakteur des Deutschlandfunks und Lehrbeauftragter an den Universitäten Hamburg und Köln, verfasste zahlreiche Sachbücher über die DDR, vor allem zur Grenze, sowie von Biografien über Vincenz Müller (Stabschef der NVA), Georg Dertinger (Außenminister) und Gerald Götting (CDU-Vorsitzender). Der vorliegende Titel fasst seine Forschungen zum Thema Grenzregime der DDR zusammen. Er enthält das Basiswissen (auch übersichtlich

zusammengefasst in 68 Tabellen) zu diesem Thema und bietet eine lückenlose Analyse der Beschlüsse der Sicherheitskommission des ZK der SED, des Nationalen Verteidigungsrates und des Kommandos der Grenztruppen. Ergänzt wird die Darstellung durch einen Anhang mit einer Auswahlbibliografie, einer kurzen Chronologie des SBZ- und DDR-Grenzregimes und ein umfassendes Verzeichnis der Abkürzungen, das für die Entschlüsselung der auch von Lapp genutzten „Grenzregime-Spezial-sprache“ unverzichtbar ist. Lapp betont, dass seine Publikation keine Abrechnungsschrift mit den Menschen ist, die für das Grenzregime der DDR in irgendeiner Weise tätig waren. Er wolle vielmehr aufzeigen, wie das System beschaffen war und funktionierte.

Zum Thema „Ausbringung von Minenfeldern“ spart Lapp den Brief von Marschall Iwan S. Konew vom 14. September 1961 nicht aus. Darin war gefordert worden, dass zur Schaffung von Pioniersperren ein Geländestreifen von 30 m Breite auszuweisen sei, der bis zu einem Kilometer von der Grenze entfernt sein sollte. In diesem Streifen waren, so die Auflage Konews, Drahtsperrn, Minenfelder, Signalvorrichtungen, Beobachtungstürme und Kontroll- und Patrouillenstreifen anzulegen. Dem Brief lag ein „Grundschema des pioniermäßigen und technischen Ausbaus“ bei.

Die 60er Jahre forderten nicht nur die meisten Opfer an der Grenze, sondern verzeichneten auch die gefährlichsten „Zwischenfälle“. Lapp nennt das „Besondere Vorkommnis“ an der thüringisch-hessischen Grenze vom 14. August 1962, wo ein Beamter des Bundesgrenzschutzes den Hauptmann der NVA-Grenztruppe, Rudi Arnstadt, durch einen Schuss tödlich verletzte.

Mitte Oktober ereignete sich auf der Elbe eine Konfrontation zwischen Ost und West. Auf dem Abschnitt zwischen Schnackenburg und Lauenburg gerieten NVA-Grenztruppen mit dem westdeutschen Zoll, dem Bundesgrenzschutz und der britischen Besatzungsmacht aneinander. Die Briten vertraten die Ansicht, dass die Grenze am Ostufer der Elbe verlaufe, während die DDR vom Grenzverlauf in der Mitte des Flusses ausging; von einem Waffeneinsatz sei man nicht weit entfernt gewesen.

Die Zahl der Grenzdurchbrüche durch „Sperrbrecher“ (Westbezeichnung) bzw. „Grenzverletzer“ (DDR-Bezeichnung) verringerte sich im Verlaufe der Jahre deutlich. Waren es 1961 noch 14.268, so ging die Zahl bis 1987 auf 210 zurück. Insgesamt waren es von 1961 bis 1988 40.101. Die „Grenzordnung“ vom 19. März 1964, die bis 1972 mehrmals durch „Anordnungen“ geändert und ergänzt wurde, wurde am 25. März 1982 durch das Gesetz über die

Staatsgrenze der DDR“ aufgehoben. Lapp beleuchtet den § 27 über „Anwendung von Schusswaffen“, der die „Gewaltanwendung gegenüber Personen“ erlaubte und den Waffeneinsatz gegen Flüchtlinge vorsah, „wenn die körperliche Einwirkung ohne oder mit Hilfsmitteln erfolglos blieb“. Obwohl der Paragraf zwar nichts an den vorhandenen Schusswaffengebrauchsvorschriften geändert habe, hätten sich die Verantwortlichen nun mit dem neuen Gesetz völkerrechtlich auf der sicheren Seite geglaubt, behauptet Lapp. Hingewiesen wird auch auf Reformer innerhalb der Grenztruppen, die Ende der 80er Jahre zwar das Grenzregime nicht abschaffen wollten, aber bestrebt waren, künftig Grenzverletzer ohne Waffeneinwirkung festzunehmen, was zur Humanisierung des Regimes wesentlich beigetragen hätte. Mit dem Fall der Mauer sei das Grenzregime der DDR de facto verschwunden. Lapp bewegt sich im Rahmen der vorherrschenden Geschichtspolitik, wenn er die Staatsgrenze zwischen den beiden deutschen Staaten durchweg als „innerdeutsche Grenze“ bzw. als DL (Demarkationlinie) bezeichnet.

*Siegfried Prokop*

**Wolfgang Harich: An der Ideologischen Front.** Hegel zwischen Feuerbach und Marx. Schriften aus dem Nachlass Wolfgang Harichs. Band 5. Mit weiteren Dokumenten und Materialien herausgegeben von Andreas Heyer. Tectum Verlag Marburg 2013. 815 S. ISBN 978-3-8288-3156-8.

Herausgeber des Nachlasses von Wolfgang Harich, ist der 1974 geborene Andreas Heyer, der um die Jahrhundertwende an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg ein Studium der Politik- und Rechtswissenschaften absolvierte und 2003 bei Iring Fetscher mit einer Arbeit über Diderots politische Philosophie promovierte. Bald machte er mit dem zweibändigen Lehrbuch „Die französische Aufklärung um 1750“ und den „Sozialutopien der Neuzeit“ auf sich aufmerksam. In jüngster Zeit konzentrierte er sich auf die Geschichte der DDR-Philosophie. Er fand dabei ein besonderes Verhältnis zu den Schriften Harichs. Derzeit ist Heyer Lehrbeauftragter an der Universität Braunschweig.

Der Band 5 des Nachlasses, mit dem die elfbändige Ausgabe des Nachlasses startet, ist der Hegeldebatte gewidmet. Leider versäumte es der Verlag, einen inhaltlichen Überblick über die anderen Bände aufzunehmen, so dass sich der Leser mit den gelegentlichen Hinweisen in den Texten des Herausgebers begnügen muss.

Eingeleitet wird der Band durch einen ausführlichen Essay des Herausgebers über die frühe DDR-Philosophie, die wesentlich durch einen Streit um die Bewertung der Philosophie Hegels geprägt wurde. Gestützt auf ein Diktum

Jossif W. Stalins, wofür seinerzeit allerdings kein schriftlicher Beleg angeführt werden konnte, das 1947 jedoch von Shdanow erneut vorgetragen worden war, sei die Philosophie Hegels die aristokratische Reaktion auf den französischen Materialismus und die Französische Revolution gewesen. So wollten es auch parteitreue, überwiegend autodidaktisch gebildete Philosophen der DDR wie Ernst Hoffmann und Klaus Schrickel sehen. In dem Band werden Harichs Texte dieser Zeit überwiegend erstmals abgedruckt, die davon zeugen, wie dieser gestützt auf die Schriften von Ernst Bloch und Georg Lukacs sich mit der dogmatischen Verfälschung der Philosophie Hegels auseinandersetzte. Für den bedeutendsten Fund im Nachlass hält Heyer das Manuskript der Hegel-Vorlesung von 1951, das 1956 überarbeitet wurde. Mit dem Abdruck dieser Texte wird ein Stück Wissenschaftsgeschichte der frühen DDR greifbar. Auch die in den Band aufgenommene und an des Politbüromitglied Fred Oelßner gerichtete Hegel-Denkschrift (1952) offenbart Harichs Streben nach einer undogmatischen Bewertung von Hegel und der klassischen deutschen Philosophie des Idealismus. Weitere Dokumente dieser Kontroverse wurden in den Band aufgenommen. Hervorzuheben sind zwei Manuskripte, die Harich nach seiner Haftentlassung anfertigte, und mit denen er aus inzwischen gewonnener Reife zu den Themen der 50er Jahre noch einmal zurückkehrte. Die Edition präsentiert ferner Aufsätze von Harich zu Heine, Feuerbach und Marx, die mit den Hegelstudien in engem Zusammenhang stehen.

In dem Schlussteil versucht der Herausgeber, die einzelnen Dokumente einer spezifischen Analyse und Wertung zu unterziehen. Zusammenfassend stellt er fest, dass Harichs Werdegang exemplarisch für die Emanzipation der DDR-Intellektuellen von der Führung der SED ist: „Seine Biographie zeigt deutlich den Kampf gegen Bevormundung und für die Freiheit der Kunst sowie des Individuums als Produzent und Rezipient von Kunst.“ (S.789)

Mit dem Band 5 des Harich-Nachlasses ist Heyer ein guter Start gelungen. Der Leser darf gespannt sein auf den folgenden Band.

Abschließend, auch mit Blick auf die noch vorzulegenden Bände, noch zwei Bemerkungen: Unbedingt zu unterstützen sind Heyers Bemühungen, die Meinungsbildung in der Hegel-Debatte im Falle Kurt Hagers differenziert darzustellen. Sicher habe Hager versucht, die Deutsche Zeitschrift für Philosophie unter die Kontrolle der SED zu bringen. Aber er war es auch, der ihre ursprüngliche Autonomie unter Bloch und Harich absegnete. Hager kritisierte Hegel und lobte Blochs positives Hegel-Verständnis. Er eröffnete die Logik-Debatte, weil er die

Position Ernst Hoffmanns nicht mehr stützen wollte. Heyer schlussfolgert richtig, dass sich in Hagers Handeln während der Frühphase der DDR-Philosophie Momente des Suchens abzeichneten. Am Beginn war die Hegel-Diskussion noch nicht dogmatisiert. Unterschiedliche Sichtweisen konnten diskutiert werden. Klar sei dabei, dass Hager später als „Aparatschik reinsten Wassers“ endete. Ergänzt werden sollte, dass Hager 1956 nach einer 12-tägigen Polenreise im Sekretariat des ZK und im Politbüro der SED begeistert und zustimmend über die Reformen im Nachbarland berichtet hatte. 1957 musste er im vertraulichen Teil der 33. ZK-Tagung gleich zweimal Selbstkritik üben. Hager sagte: „Ich habe in der polnischen Frage Unklarheiten gehabt, die, wenn man will, in einzelnen Dingen zu Schwankungen kamen. Ich habe in Bezug auf die Methode der Zerschlagung der Studentendemonstration (bezieht sich auf die Studenten der Veterinärmedizin an der HUB - S.P.) damals vorübergehend eine andere Auffassung gehabt. Ich habe in Bezug auf Bloch zu lange gezögert.“<sup>1</sup> Diese Selbstkritik markierte zweifellos eine Zäsur im politischen Leben von Kurt Hager.

Widerspruch ist zu Heyers Meinung anzumelden, Bloch habe Harichs „Vademekum“ (1956) nicht gekannt. (S.72) Es war in dieser Zeit üblich, dass die Druckerei in Gräfenhainichen vor Erscheinen der Zeitschrift die Korrektur-Bögen jedem Redaktionsmitglied direkt zuschickte, während der Vertreter des MfS sich sein Exemplar bei der Redaktionssekretärin Traudel K. abholte.  
*Siegfried Prokop*

**DAS ARCHIV. Magazin für  
Kommunikationsgeschichte, Heft  
3/2012, Kontrolle und Überwachung,  
Frankfurt/Main, 140 S.<sup>1</sup>**

Wer zum ersten Mal ein oder mehrere Hefte des „Archiv“ in der Hand hält, kommt aus dem Staunen nicht mehr heraus. Das 1953 gegründete und Anfang der 2000er Jahre komplett runderneuerte Magazin ist gut gemacht und enthält in der Regel flott geschriebene Beiträge. Es ist das Mitgliedermagazin der Deutschen Gesellschaft für Post- und Telekommunikationsgeschichte (DGPT), dem nach Eigenangaben größten historischen Verein in Deutschland! Es hat 12.000 Exemplare Auflage und ist.. ein durchgehend vierfarbig gestaltetes Magazin,

das thematisch und vom historischen Zugriff her breit aufgestellt ist: Disziplinär finden sich sozial-, technik- und mentalitätsgeschichtliche, ja sogar nennenswert geschlechtergeschichtliche Zugriffe. Thematisch ist das Spektrum sehr breit. Es reicht von der Staatssicherheit über Arbeitsschutz bei der Post, vom Postzug und Postgebäuden bis zu Feldpost und den vielen Aspekten des Internet. Selbstverständlich wird auch klassisch über Post- und Fernmeldegebäude oder seltene Briefmarken berichtet. In der Mehrheit geht es aber mehr als nur zwischen den Zeilen um Menschen, (ihre) Arbeit, um Hierarchien, Konflikte, technischen und sozialen Wandel. Einen Eindruck geben die älteren Ausgaben, deren Inhaltsverzeichnisse alle online<sup>2</sup> (samt vieler Volltext-Lese-proben) einsehbar sind. Das Abonnement kostet für vier Hefte 22 EUR pro Jahr...

Es drängt sich die Frage auf, warum „die Arbeiterbewegung“ oder die Gewerkschaften nicht über solch ein Magazin verfügen, oder auch nur jemals in den letzten Jahrzehnten verfügten, Themen gäbe es ja mehr als genug.

Jedes Heft enthält Berichte aus der regionalen Arbeit der vielen lokalen „Postgeschichtsvereine“ und Berichte, die den Kommunikationsmuseen in Berlin, Nürnberg und Frankfurt zugeordnet sind. Das Museum in Hamburg wurde im Herbst 2009 geschlossen. Über andere Museen bzw. deren Sonder-Ausstellungen wird ebenfalls regelmäßig berichtet.

Das aktuelle, schon vor der NSA-Affäre konzipierte Heft ist anlässlich der Ausstellung „Außer Kontrolle? Leben in einer über-wachten Welt“ entstanden, die ab 1. Oktober 2013 im Frankfurter Museum für Kommunikation und dann ab März 2014 im Berliner zu sehen sein wird. Es enthält unter anderem Artikel von Josef Foschepoth zur Fernmelde- und Postüberwachung in der frühen Bundesrepublik, zu Videoüberwachung und Biometrie, zu Postzensur in den beiden Weltkriegen und einen über den Anwalt Rolf Gössner als Ziel staatlicher Überwachung, v.a. durch den Verfassungsschutz.

DAS ARCHIV ist in sehr vielen Universitätsbibliotheken vorhanden.  
*Bernd Hüttner*

<sup>1</sup> SAPMO-BArch, DY 30, IV2/2/1/187, Bl.96.

<sup>1</sup> Gekürzter Nachdruck aus den Online-Nachrichten der RLS vom 15.09.2013.

<sup>2</sup> Siehe <http://www.dgpt.org/de/heftinhalt>.